

 LOCCUMER PROTOKOLLE 31/03

Herausgeber
Jörg Calließ
Christoph Weller

Friedenstheorie

Fragen – Ansätze – Möglichkeiten

Rehburg-Loccum, 1. Auflage 2003

Christoph Weller

Einleitung: Aufgabenfelder der Friedenstheorie

Fragen, Ansätze, Perspektiven

1. Zum Kontext dieses Bandes

Theoretische Fragen stehen in der Regel nicht im Zentrum der Friedens- und Konfliktforschung. Praxisorientierung, Aufklärungsbedarf und die jeweils aktuellen Fragen nach Krieg und Frieden dominieren zumeist die gesellschaftlichen Anforderungen und Erwartungen an die Friedensforschung. Deren wissenschaftliche Bearbeitung wirft jedoch regelmäßig theoretische Fragen und Probleme auf, die der Bearbeitung bedürfen und nicht auf Dauer beiseite geschoben oder gar ausgeblendet werden können.

Lassen sich verschiedene Ansätze der Friedensforschung anhand ihrer Kernaussagen unterscheiden und bewerten? Welche Bedeutung besitzt die Kategorie „Zukunft“ für die Friedensforschung? Lässt sich die begriffliche Frage nach dem Frieden durch den Rückgriff auf einen interaktionstheoretischen Ansatz bearbeiten? Welches Bild der internationalen Politik lässt demokratische Staaten, die untereinander durchaus friedlich sind, immer wieder zur Gewalt gegen undemokratische Staaten greifen? Verstehen die Kontrahenten eines internationalen Konflikts nur die Sprache von Macht und Gewalt, oder lassen sie sich auch von guten Argumenten überzeugen? Welche Rolle spielen Geschlechterverhältnisse und *Gender*-Konstruktionen für die Existenz des Militärs und den Verlauf von Kriegen? Wie lassen sich diese Faktoren rekonstruieren und ihr Einfluss analysieren? Unter welchen Bedingungen unterstützt welcher Umgang mit belasteter Vergangenheit in Post-Konflikt-Gesellschaften die Friedenskonsolidierungsprozesse? Welche Rolle spielt der Wunsch, sich von ehemals aufgeladener Schuld zu befreien, bei der Legitimation kollektiver Gewalt?

Andere Fragen betreffen die Voraussetzungen, Muster und Möglichkeiten friedens-theoretischer Arbeit: In welcher Denkfigur nimmt der moderne Gewaltrechtfertigungsdiskurs seinen Anfang? Von welchen Grundannahmen über das gesellschaftliche Zusammenleben und von welchem Menschenbild gehen wir aus, wenn die Gewalt als zentrales Hindernis des Friedens betrachtet wird? Liefert uns Hobbes' „Leviathan“ vor allem das Schreckensszenario des zu verhindernden Krieges eines jeden gegen jeden oder eine – bisher unterschätzte – Friedensethik? Und auf welchem methodischen wie theoretischen Hintergrund lassen sich solche Fragen heute bearbeiten und beantworten? Ist überhaupt ein säkulares Kriterium für die Unterscheidung von Frieden und Gewalt denkbar? Wie lässt sich die Trennungslinie begründen zwischen legitimen, integrativ wirkenden Konflikten und nicht-legitimem, destruktivem Krieg bzw. zwischen legitimer und illegitimer Gewaltanwendung? Wie lässt sich die Ambivalenz der Gewalt friedentheoretisch abbilden?

Diese und ähnliche Fragen standen im Mittelpunkt von fünf Workshops, die der Arbeitskreis Theorie der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) zwischen Januar 2000 und Februar 2003 in der Evangelischen Akademie Loccum veranstaltete. Dort traf sich jeweils für ein ganzes Wochenende eine Gruppe von knapp 20 Friedens- und KonfliktforscherInnen, die alle in besonderer Weise an friedentheoretischen Fragen und deren Bearbeitung interessiert sind. In großzügiger Weise finanziell unterstützt von der Berghof Stiftung für Konfliktforschung boten diese Workshops die Gelegenheit, theorieorientierte Papiere zu kommentieren und intensiv zu diskutieren und den damit aufgeworfenen Fragen in einem sich fortsetzenden Diskurs auf der Spur zu bleiben.

Dass dies möglich wurde und jetzt dieser Band erscheinen kann, ist sowohl der finanziellen wie konzeptionellen Unterstützung durch die Berghof-Stiftung und deren ehemaligen Stiftungsratsvorsitzenden Prof. Dr. Dieter Senghaas zu verdanken als auch der Ev. Akademie Loccum und deren Studienleiter Prof. Dr. Jörg Calließ, die dieses Projekt auf vielfältige Weise mitgetragen haben. Ganz besonders möchte ich an dieser Stelle Prof. Dr. Hajo Schmidt, Leiter des Instituts Frieden und Demokratie der FernUniversität Hagen, danken; es war eine große Freude, mit ihm zusammen die diesem Band zugrundeliegende Workshop-Reihe zu planen, ihre Finanzierung zu beantragen und die Workshops durchzuführen – ohne ihn hätte der Arbeitskreis Theorie nicht die ihn auszeichnende Lebendigkeit entwickelt und sein immer wie-

der hohes Diskussionsniveau erreicht. Zu danken ist schließlich auch allen TeilnehmerInnen an den Workshops, insbesondere den AutorInnen dieses Bandes für die sorgfältige Aus- und Überarbeitung ihrer Papiere sowie Jana Kaninski für ihre akkurate und engagierten Korrekturarbeiten und Reinhard Behnisch für die zuverlässige und schnelle Herstellung dieses Bandes der Loccum Protokolle.

Wenn mit diesem Band nun die Papiere der Theorie-Workshops in einer jeweils intensiv überarbeiteten Version veröffentlicht werden, sind damit die aufgeworfenen Debatten nicht abgeschlossen. Vielmehr soll diese Dokumentation der Workshop-Papiere den Anstoß geben, die begonnenen friedentheoretischen Debatten zu verbreitern und in neuem Rahmen fortzusetzen. Indem auch einige Kommentare in den Band mit aufgenommen wurden, lassen sich verschiedene Diskussionsstränge sichtbar machen. Andere Debatten werden anhand der Differenzen in den theoretischen wie epistemologischen Herangehensweisen und an den ausdrücklichen wie unsichtbaren Bezügen und Verbindungslinien zwischen den Beiträgen deutlich bzw. rekonstruierbar. Zugleich zeigen sich thematische Schwerpunkte friedentheoretischer Arbeit: Theorien zwischenstaatlichen Gewaltverzichts, Fragen von Schuld und Versöhnung, der Faktor „Gender“ in Militär und Krieg, Hobbes' Menschen- und Gesellschaftsbild sowie die Ambivalenz der Gewalt und die fraglichen Grundlagen zu deren Bewertung bildeten die Kerne der Debatten im Arbeitskreis Theorie und damit auch in diesem Band.

Damit sind keineswegs alle friedentheoretischen Frage- und Aufgabenstellungen berührt. Vielmehr handelt es sich um Schwerpunkte, die exemplarisch Einblicke in die Aufgabenfelder friedentheoretischer Arbeit gewähren. Dabei müssen begriffliche Fragen ebenso bearbeitet werden wie die Annahmen und Theorie-Bezüge friedentheoretischer Ansätze. Die Entwicklung, Überprüfung und Revision von Friedenstheorien wirft zugleich erkenntnistheoretische Fragen auf, die nun auch in der Friedensforschung wachsende Aufmerksamkeit gewinnen: Aus welcher Perspektive beobachten wir die Zusammenhänge und welchen Einfluss nimmt unsere Art des Beobachtens auf die jeweiligen Erkenntnisse? Kann beispielsweise in einem Land, dessen *nationale* Meisterschaften in verschiedenen Sportarten „World Series“, also Weltmeisterschaften heißen (vgl. Stichweh 2000: 234), dasselbe Welt-Bild, also Bild von der Welt entstehen wie in einem Land, dessen Außenpolitiker sich über Jahrzehnte mühsam um die internationale Anerkennung als friedliebendes

Land (vgl. Haftendorn 2001) bemühen mussten? Ist möglicherweise die Differenz der Beobachtungsperspektiven und der daraus resultierenden Weltbilder der eigentliche Kern bestimmter transatlantischer – und damit auch friedenspolitischer – Differenzen? Welche Perspektive muss die Friedensforschung einnehmen, um solches erkennen zu können, oder anders gefragt: Auf welcher erkenntnistheoretischen Grundlage können wir Weltbilder und die verschiedenen Wege ihres Zustandekommens (friedens-) wissenschaftlich analysieren?

Mit diesen Fragen und Beispielen sind drei zentrale Aufgabenfelder friedens-theoretischer Arbeit angesprochen: begriffliche Grundfragen der Friedensforschung, Friedenstheorien als theoretisch-analytische Ansätze zum Verständnis von Friedensbedingungen und erkenntnistheoretische Aspekte friedenswissenschaftlicher Arbeit. Auf diese drei Felder will ich in den folgenden Abschnitten etwas näher eingehen, um den friedentheoretischen Kontext der in diesem Band dokumentierten Beiträge zu verdeutlichen.¹ Dies ermöglicht zugleich, einige Perspektiven aufzuzeigen, die sich für eine Fokussierung friedenswissenschaftlicher Arbeit und die Praxisorientierung einer modernen Friedensforschung entwickeln ließen. Zunächst ist jedoch der gesellschaftliche und wissenschaftliche Kontext friedentheoretischer Arbeit auszuleuchten, also jenes Feld, in dem die friedenswissenschaftliche Arbeit stattfindet und gewissermaßen deren Produkte dann auf ihre KonsumentInnen treffen, denn Hintergrund der hier vorgetragenen Überlegungen ist kein abstraktes Theorie-Ideal, sondern das Selbstbild einer praxisorientierten Friedensforschung und die sich daraus ergebenden Anforderungen.

2. Hintergründe friedentheoretischer Fragen

Meist waren es die nach-kriegerischen Phasen des (welt-) gesellschaftlichen Zusammenlebens, die zu besonderen Konjunkturen friedenspolitischer und dann auch friedentheoretischer Debatten geführt haben. So lassen sich auch die hier vorgestellten friedentheoretischen Fragestellungen und Diskussionsbeiträge nicht unabhängig von ihrem historischen Kontext und den durch ihn aufgeworfenen Anfragen an die Friedensforschung verstehen. Hier ist bis heute, trotz der aktuellen Wendungen des weltpolitischen Geschehens, vor allem der mit dem Ende des Ost-West-Konflikts einhergehende Wandel globaler Konfliktformationen wirksam, aber natür-

lich auch die seit dieser Zeit zunehmenden militärischen Aktionen sogenannter humanitärer oder auch sonstiger Interventionen. Doch möglicherweise sind es sogar in weit geringerem Maße der historische Kontext selbst bzw. dessen gesellschaftliche Konstruktion, als vielmehr die ihr entspringenden Anfragen, welche das Themenfeld friedentheoretischer Debatten vorstrukturieren.

Eine wesentliche Rolle hierbei spielt, neben den Beobachtungen und Erfahrungen aktueller Kriege und Gewalthandlungen, ein vielfach an die Friedensforschung herangetragenenes Wissenschaftsverständnis, in dem die Auffassung vorherrscht, Wissenschaft könne eindeutige Antworten auf gesellschaftliche Problemlagen bereitstellen. Entsprechend lässt sich die *traditionelle Erwartung* an die Friedensforschung auf die Frage zuspitzen: „Was soll getan werden, um den verlorenen Frieden wieder herzustellen?“ Die Friedensforschung wird also vornehmlich dann gefragt, wenn der Frieden beziehungsweise der Frieden, von dem gerade die Rede ist, schon längst verschwunden ist, also durch Gewalt zerstört worden ist. Und die Friedensforschung wird dann – insbesondere von den Massenmedien – danach gefragt, was man gegen aktuell stattfindende Gewalt tun solle. Dahinter steht wohl die eher diffuse Erwartung, dass die Friedensforschung zur (Wieder-) Herstellung des Friedens – im Gegensatz zu den vorherrschenden Denkungsweisen staatlicher Außenpolitik – doch anderes als Gegen-Gewalt anzubieten haben müsse.

Schon in dieser, traditionellen Erwartungen entsprechenden klassischen Frage an die Friedensforschung steckt ein mindestens dreifaches *friedenstheoretisches Vorverständnis*:

- (1) Frieden sei erst dann abhanden gekommen, wenn „wir“ davon erfahren, dass irgendwo auf der Welt Menschen unter Gewalt zu leiden haben – wenn also das Ausmaß direkter Gewalt so groß ist, dass die Massenmedien darüber berichten.²
- (2) Frieden müsste schnell, kurzfristig, möglichst ohne größere Kosten und am besten unter Verzicht auf jegliche Gewalt hergestellt werden können.³
- (3) Die Ursache des Unfriedens ließe sich objektiv bestimmen, und nur wer kein Freund des Friedens sei, könnte sich eigentlich der Erwartung entziehen, daran mitzuwirken, diese Ursachen zu beseitigen und Frieden (wieder) herzustellen. Zweifellos wären alle Friedensforscherinnen und -forscher glücklich, wenn sie diese drei Vorverständnisse teilen und entsprechende Antworten geben könnten. Doch

weder die zugrunde liegende begriffliche Annahme vom Frieden als Zustand, in dem keine Informationen über Gewalt bis an unsere Ohren dringen, noch die Friedenstheorie, die einen Zusammenhang von schnellen, einfachen, gewaltfreien Maßnahmen und langfristig gesichertem Frieden behaupten könnte, hielte einer Überprüfung anhand aktueller friedenswissenschaftlicher Forschungsdaten stand. Und in der Konfliktforschung gehört es schon lange zum gesicherten Wissen, dass sich die subjektiven Konfliktursachen nicht zugunsten irgendeiner objektiven Ursachenanalyse übergehen lassen (vgl. Bonacker 2002a), weil jeder Konflikt auch mit Differenzen in den Weltsichten – und damit eben auch über die Konfliktursachen – zumindest einhergeht, wenn nicht gar darin seinen Anfang hat. Auf allen drei genannten Ebenen friedenswissenschaftlicher Reflexion (begrifflich, theoretisch-analytisch, erkenntnistheoretisch) hat die Friedenstheorie folglich systematische Überlegungen anzustellen, ob, und wenn ja, wie sie die oben beispielhaft formulierte Frage beantworten und zugleich ihren wissenschaftlichen Anspruch einlösen will.

Muss das eben skizzierte friedentheoretische Vorverständnis somit als fraglich gelten, wäre es in friedenswissenschaftlicher Hinsicht wohl am konsequentesten, auf die Frage, wie sich ein verlorener Frieden wieder herstellen ließe, nicht mit Antworten, sondern mit Rückfragen und der Problematisierung der zugrundeliegenden begrifflichen, theoretisch-analytischen und erkenntnistheoretischen Vorverständnisse zu reagieren. Doch abgesehen von den Selbstzweifeln, überhaupt Antworten auf die eigenen Rückfragen zu besitzen, stünde dies außerdem konträr zu der eben beschriebenen Erwartung an die Friedensforschung als praxisorientierter „Lösungswissenschaft“ bzw. auch zu dem von ihr in weiten Teilen vertretenen Selbstverständnis einer vornehmlich praktisch-politischen Wissenschaft und den damit erzeugten und gestützten Erwartungen, eindeutige Antworten auf friedenspolitische Problemlagen geben zu können. In diesem wissenschaftlich-gesellschaftlichen Korsett von Erwartungen, Ansprüchen und theoretischem Wissen aber wird der Raum eng für friedentheoretische Reflexionen – und entsprechend partiell und ausschnittshaft wird sowohl die nachfolgende Darstellung als auch dieser ganze Band bleiben müssen.

Dieser hier nur ganz grob geschilderte wissenschaftlich-gesellschaftliche Kontext, in dem sich die deutsche Friedensforschung zumeist bewegt (vgl. Wasmuth 1998; Sahm et al. 2002), scheint mir eine nicht unwesentliche Ursache dafür zu

sein, dass friedenspolitische Antworten um ein Vielfaches populärer als friedentheoretische Fragen sind. Das heißt jedoch nicht, dass solche Fragen gar nicht gestellt oder diskutiert würden. Zwar wird hier und da bezweifelt, dass es auf dem Felde der Friedenstheorie in neuerer Zeit interessante Entwicklungen gäbe (vgl. etwa Schwerdtfeger 2001), oder behauptet, die Friedensforschung drehe sich theoretisch vornehmlich im Kreis. Die mit diesem Band dokumentierten Beiträge aus den Workshops des Arbeitskreises Theorie der AFK können hingegen verdeutlichen, dass die interdisziplinäre Vielfalt friedenswissenschaftlicher Arbeit und die massive Zunahme friedenspolitischer Problemstellungen auch viele neue friedentheoretische Arbeiten angeregt haben. Die dabei sichtbar werdenden friedentheoretischen Innovationen liefern Anregungen für traditionelle wie neue Fragestellungen und greifen in der Regel neuere Theorie-Entwicklungen in Disziplinen wie der Philosophie, der Soziologie, der Psychologie und der Politikwissenschaft auf. Dies verdeutlichen in besonderer Weise die Beiträge dieses Bandes, deren theoretischer – disziplinärer – Hintergrund so verschieden ist wie die hier vertretenen Ergebnisse der friedentheoretischen Reflexionen.

3. Begriffliche Grundlagen der Friedensforschung

Lothar Brock hatte nach dem Ende des Ost-West-Konflikts einen wichtigen Beitrag zur Wiederaufnahme friedentheoretischer Diskussionen im deutschsprachigen Raum geleistet und in seinen „Überlegungen zur Theoriebildung“ (Brock 1990) vorgeschlagen,

„Frieden nicht als Zustand eines sozialen Systems zu begreifen, sondern als eine 'ins Unendliche fortschreitende Annäherung' an ein Ziel, dessen konkreter Inhalt sich mit der Geschichte selbst immer weiter voranbewegt und das deshalb prinzipiell nicht abschließend definiert werden kann, wohl aber eine kritische Auseinandersetzung mit den bestehenden Verhältnissen und die Identifizierung von Ansatzpunkten für deren friedensdienliche Veränderung erlaubt“ (Brock 1990: 72).

Folgt man dieser begrifflichen Eingrenzung, resultiert daraus die Anforderung, bezogen auf die jeweils aktuelle geschichtliche Situation, den Frieden als Ziel inhaltlich zu bestimmen. Für Brock war dies im Jahr 1990 „die gewaltfreie Weltgesellschaft [...], in der Konflikte unter Verzicht auf die Anwendung oder Androhung kol-

lektiver Gewaltanwendung geregelt würden“ (Brock 1990: 72). Würden wir heute, nach den Erfahrungen der vergangenen zwölf Jahre, eine ähnliche inhaltliche Bestimmung des Friedens vornehmen? Insbesondere wenn sie der Brockschen Anforderung genügen soll, „die Identifizierung von Ansatzpunkten für die friedensdienliche Veränderung der bestehenden Verhältnisse“ zu ermöglichen? Oder müssen wir mit ansehen, wie die Welt mit dem Frieden gar nicht vorankommt oder sich sogar im Rückwärtsgang befindet (vgl. etwa Kaldor 2000; Münkler 2002), wie insbesondere das soziale System der internationalen Politik keinerlei „Annäherung“ an den Frieden unternimmt, sondern sich ständig weiter von ihm entfernt (vgl. etwa Hauswedell et al. 2003) und sich daher auch die inhaltliche Bestimmung des „Friedens“ nicht „voranbewegt“, wie Brock (1990: 72) erwartet hatte, sondern auf breiter Front zurückgefahren wird und deshalb das Ziel „friedensdienlicher Veränderungen“ möglicherweise gerade heute mal bescheidener formuliert werden müsste?⁴

Georg Picht hatte schon in der Frühphase der deutschen Friedensforschung behauptet, dass es zum Wesen des Friedens gehöre, „dass er nicht definiert werden kann“ (Picht 1975: 46, Hervorh. dort). Der Grund hierfür liege darin, dass gerade der Streit darum, welche Gesellschaftsordnung als „Frieden“ anerkannt wird, der eigentliche Gegenstand aller politischen Konflikte sei (Picht 1975: 46).⁵ Folgt man Picht, kann die Friedensforschung sich zwar am politischen Streit um eine friedliche Ordnung intensiv beteiligen, aber sie wird mit den dabei vorgebrachten Positionen und Friedens-Definitionen keine begriffliche Grundlage für friedentheoretische Ansätze schaffen können.⁶ Oder anders formuliert: Ein wissenschaftlicher Friedensbegriff wird niemals in dem Sinne wissenschaftlich sein können, dass seine intersubjektive Anerkennung über politische Grenzen hinweg unumstritten wäre, und wird sich insofern immer über den theoretischen Kontext, in dem er Verwendung findet, zu plausibilisieren haben.⁷

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Gewaltbegriff, ohne den weder eine Begriffsbestimmung noch eine Theorie des Friedens denkbar erscheint.⁸ Alle Friedensbegriffe nehmen Bezug auf die Gewalt, natürlich in negativer Hinsicht. Doch manche Formen von Gewalt – etwa die rechtsstaatlich kontrollierte, monopolisierte Gewalt eines demokratischen Staatsapparats – scheinen in den meisten Friedensbegriffen nicht im Gegensatz zum erstrebten Frieden zu stehen (vgl. etwa Senghaas 1995b), sei er nun ein Zustand, ein Prozess oder ein Ziel. Und die Grenzziehung

zwischen diesen zwei Formen der Gewalt, einer legitimen und einer illegitimen Gewalt, lässt sich offenbar weder wissenschaftlich noch ethisch dekretieren, sondern wird auf Dauer Gegenstand politischer Auseinandersetzungen bleiben (vgl. Weller 2003a), denn auch die gesellschaftlichen Konventionen und Regeln, was legitime Gewaltanwendung ist, wandeln sich im Rahmen der ständigen politischen Konflikte. Es scheint sogar so zu sein, dass der Streit darüber, wer die genannte Grenzziehung vornehmen darf, Ausgangspunkt vieler Gewalteskalationen ist. Der klassische Bürgerkrieg, der darüber ausbricht, wer die Herrschaft ausüben darf, ist in seinem Kern der Konflikt darüber, wer über die legalen und damit legitimierte Gewaltmittel verfügt und wer nicht (vgl. Gantzel 1997).

3.1 Konstruktivistische Ansätze

In aktuellen friedentheoretischen Diskussionen um die begrifflichen Grundlagen der Friedensforschung werden zunehmend konstruktivistische Ansätze entwickelt, um mit der eben skizzierten Problematik systematisch umgehen zu können.⁹ Dabei geht es nicht um die direkte Einmischung in den politischen Streit um Friedens- und Gewalt-Definitionen, sondern vielmehr um eine wissenschaftliche Beobachtung des Definitionen-Streits als Konflikt-Analyse. Die sprachliche Legitimation politischer Handlungen, beispielsweise mit Hilfe des Begriffs „Frieden“ oder „humanitäre Intervention“, wird als Voraussetzung kollektiver Gewaltanwendung betrachtet. Entsprechend spielen die Strategien, mit denen Definitionen und Wirklichkeits-Deutungen durchgesetzt werden, eine zentrale Rolle bei der Analyse gewaltsamen Konfliktaustrags. Wenn beispielsweise der amerikanische Präsident seine Strategie des Präventiv-Krieges als aussichtsreichsten Friedensprozess bezeichnet, hängt die Umsetzung dieser Strategie in entscheidendem Maße davon ab, ob es ihm gelingt, insbesondere der amerikanischen Öffentlichkeit den Glauben zu vermitteln, dass sich die USA mit ihrem Krieg gegen den Irak (vgl. Hippler 2003) auf dem Weg des Friedens befinden. Oder ein anderes Beispiel: Wenn der Bundeskanzler in seiner ersten Stellungnahme vor der Presse die Terroranschläge im vergangenen September als „Kriegserklärung gegen die gesamte zivilisierte Welt“ bezeichnete, konnte kaum mehr jemand erwarten, dass sich die Bundesregierung der hochproblematischen militärischen Reaktion darauf zur Wehr setzen würde (vgl. dazu Weller 2003b).

Der konstruktivistische Zugriff auf die friedentheoretische Terminologie geht davon aus, dass mit jeder sprachlichen Bezeichnung, sei es für ein Ereignis, einen Tatbestand oder ein Ziel, eine Unterscheidung vorgenommen wird (vgl. Brücher 2002: 19; Weller 2002b: 36f), die bei normativ geladenen Begriffen wie Frieden oder Gewalt immer konfliktiv sein muss, weil beispielsweise mit der Bezeichnung „Frieden“ immer auch etwas anderes als Nicht-Frieden gekennzeichnet wird. Wer aber an diesem Nicht-Frieden beteiligt ist, ihn herbeiführen oder aufrechterhalten will, ist zumindest der politische Gegner wenn nicht der gesellschaftliche Feind, denn nach gesellschaftlichem Konsens ist der Nicht-Frieden jener Zustand, der im Hinblick auf den Frieden verändert werden soll. Ebenso wird mit der Bezeichnung „Gewalt“ eine Handlung negativ bewertet und damit zugleich auf die Möglichkeit eines Handelns verwiesen, das keine Gewalt darstellt. Indem aber somit unterstellt wird, dass auch ohne Gewalt hätte gehandelt werden können, lässt sich dem stattgefundenen Handeln mit Hilfe der Bezeichnung „Gewalt“ die Legitimation entziehen. Daran wird sichtbar, dass große politische Macht damit verbunden ist, solche Bezeichnungen und Unterscheidungen für ein Kollektiv verbindlich festzulegen, etwa durch Rechtsetzung, Kommunikationsstrategien oder die Anwendung legitimer Gewalt, die dann jedoch in der Regel nicht als „Gewalt“ bezeichnet wird.

In dieser Einbeziehung des Diskurses, der sprachlich-gesellschaftlichen Auseinandersetzung um die zentralen Begriffe der Friedensforschung und ihre Verwendung in die friedentheoretischen Reflexionen über ihre begrifflichen Grundlagen steckt ein erhebliches Potenzial für neue friedentheoretische Perspektiven. Daneben gibt es weitere konstruktivistische Ansätze zur Reflexion des Umgangs mit friedenswissenschaftlichen Zentralbegriffen (vgl. etwa Seifert 1999, 2003; Hirsch 2003a; Baecker 1997), die vielfältige Anregungen, sowohl für neue theoretisch-analytische Ansätze zum Verständnis der Hindernisse oder Bedingungen für Frieden als auch für intensivierte erkenntnistheoretische Analysen friedenswissenschaftlichen Beobachtens liefern und damit der friedentheoretischen Arbeit wichtige Impulse verleihen. Solche begrifflichen Konzeptualisierungen haben jedoch auch ihre Konsequenzen für friedentheoretische Ansätze, sowohl bei der Eingrenzung und Beschreibung ihres Untersuchungsgegenstandes als auch bei dessen Analyse. So zeigt sich auch bei den Erklärungsansätzen friedenswissenschaftlicher Forschung ein vermehrter Rückgriff auf konstruktivistische Ansätze, der vornehmlich durch entspre-

chende disziplinäre Theorieentwicklungen in Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie und Psychologie initiiert wurde.¹⁰

4. Friedenstheoretische Ansätze

Die Vielfalt dessen, was als Frieden bezeichnet wird, bringt unterschiedliche (Teil-)Theorien des Friedens hervor, die sich nicht zwangsläufig widersprechen müssen, die aber auch nicht unbedingt kompatibel miteinander sind. Je nach betrachtetem Ausschnitt gesellschaftlichen Zusammenlebens können sich Friedenstheorien auf die Möglichkeiten, Voraussetzungen oder gar Bedingungen z. B. eines familiären Friedens oder auch des Weltfriedens beziehen. Dabei wird die Selbstbezeichnung „Friedenstheorie“ in den allermeisten Fällen für solche Ansätze verwendet, die eher für großräumige gesellschaftliche Zusammenhänge Möglichkeiten gewaltarmen Konfliktaustrags zu identifizieren suchen. Bei der Analyse internationaler Politik ist „Frieden“ eine übliche Kategorie, während sie in der Soziologie eher sparsam verwendet wird – ein Hinweis darauf, dass auch in der wissenschaftlichen Beschäftigung unter „Frieden“ zunächst der Verzicht auf zwischen- und innerstaatlichen Krieg verstanden wird (vgl. Jopp 1992: 37).

Für diese großräumigen sozialen Zusammenhänge liegen auch die am differenziertesten ausgearbeiteten Friedenstheorien vor (vgl. Müller 2003). Dies gilt natürlich vor allem für den innergesellschaftlichen Frieden, der durch staatliche Herrschaftsordnungen gewährleistet werden soll, aber auch für die politologische Teildisziplin Internationale Beziehungen, deren Theorieentwicklung in ihrem Kern als Suche nach Friedenstheorien aufgefasst werden kann (vgl. Meyers 1994: 124-147; Rittberger/Hummel 1990: 19). Einen besonderen Stellenwert nimmt dabei derzeit die Forschung zum Demokratischen Frieden ein (vgl. Schrader 2003; Geis 2001, 2003; Müller 2002). Auch hier zeigt sich gleichsam beispielhaft die Rückwirkung der Realgeschichte auf die wissenschaftliche Theoriebildung. Waren es in den davorliegenden Epochen immer wieder die Kriege, die verstärkte Anstrengungen in der Kriegsursachen-Forschung bewirkt haben (vgl. Meyers 1990: 59), so war es am Ende des Ost-West-Konflikts gewissermaßen der ausgebliebene Krieg, der dann logischerweise nicht nach der Analyse von Kriegs-, sondern von Friedens-Ursachen verlangte.¹¹ Damit wurde eine klassische Fragestellung der Friedensforschung förm-

lich umgedreht und nunmehr versucht, vom Ausbleiben des Krieges her die Bedingungen zu erkennen, unter denen die Bereitschaft wächst, trotz Konflikten auf die Anwendung von Gewalt zu verzichten. Dies könnten dann – so der Gedanke – die Ursachen bzw. Bedingungen des *Friedens* sein (vgl. auch Matthies 1995, 1997 sowie Matthies et al. 1996).

Trotz der Vielfältigkeit von Friedensbegriffen, der Auseinandersetzungen um die Grenzziehung zwischen legitimer und illegitimer Gewalt (vgl. Brücher 2003a; Bonacker 2003; Weller 2003b) und des kontinuierlichen Streits darüber, wer festlegt, was als Frieden gelten darf, lässt sich beobachten, dass das Ausmaß an illegitimer Gewalt und der Grad des Friedens bzw. der sozialen Konstruktion realisierten Friedens sehr unterschiedlich sein können, sei es im Vergleich verschiedener Gesellschaften, Staaten oder Regionen, sei es im Vergleich verschiedener Beobachtungen derselben sozialen Beziehungen. Dieser Befund – auf dem Hintergrund jener Begriffe, die in genau dieser Friedens-Zone den öffentlichen Diskurs bestimmen – liefert den Ausgangspunkt, danach zu fragen, wie es kommt, dass Demokratien trotz ihrer hohen gesellschaftlichen Konflikthaftigkeit ein so geringes Gewaltpotenzial aufweisen (vgl. Senghaas 1995c).

4.1 Das Zivilisatorische Hexagon

Mit dieser Fragestellung wird natürlich nur an einen spezifischen Strang friedens-theoretischer Arbeit angeknüpft; viele andere finden sich in den nachfolgenden Beiträgen. Die Frage nach der Rolle der Demokratie für den Frieden kann jedoch insofern besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, weil die Theoriebildung in diesem Fall eine in starkem Maße induktive Herangehensweise offensteht. Und genau dieses Vorgehen liegt dem von Dieter Senghaas entwickelten „Zivilisatorischen Hexagon“ (Senghaas 1995b) zugrunde. Es geht ihm dabei um die Identifikation jener Faktoren, die dazu beitragen, dass die westlichen Demokratien auch in ihrem Inneren ein vergleichsweise geringes Niveau gewaltsam ausgetragener Konflikte haben. Dass beispielsweise in unserem Land die Gewaltanwendung beim Umgang mit Konflikten eher die Ausnahme als die Regel ist, ist eine tagtägliche Erfahrung unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens, und wir können uns gewissermaßen selbst befragen, warum wir trotz permanenter Konflikte auf den Einsatz von Gewalt in den aller-

meisten Fällen verzichten und warum wir im Falle von erlittener Gewalt oder anderen Unrechts nicht mit Vergeltungsmaßnahmen reagieren. Anhand dieser Frage, die es jeder und jedem Einzelnen ermöglicht, sich selbst auf die eigene Friedensfähigkeit hin zu prüfen, möchte ich das sogenannte „Zivilisatorische Hexagon“ vorstellen, das von sechs konstitutiven Elementen des Friedens in modernen Gesellschaften ausgeht.

Anknüpfend an die erwähnten konstruktivistischen friedens-theoretischen Ansätze lässt sich davon ausgehen, dass das soziale Zusammenleben immer dann besonders durch Gewalt gefährdet ist, wenn Einzelne oder Gruppen den Eindruck gewinnen, unter Gewalt zu leiden und ihnen Gewaltmittel zur Verfügung stehen. Daraus entsteht die Legitimation zur eigenen Gewaltanwendung, weil diese dann als Gegen-Gewalt, also als Mittel zur Herstellung des Friedens angesehen werden kann. Warum sind wir jedoch in aller Regel bereit, auf erlittenes Unrecht, Gewalt und Bedrohung unserer Lebenschancen – sei es durch beabsichtigte Handlungen anderer wie etwa bei einem Raubüberfall, sei es unbeabsichtigt wie beispielsweise bei einem Verkehrsunfall, sei es durch staatliche Gewaltapparate wie Polizei oder Militär oder sei es etwa durch Umweltverschmutzung oder ähnliche negative Einwirkungen auf Lebenschancen, hinter denen sich nur schwerlich intentional handelnde Akteure erkennen lassen – nicht mit Gegen-Gewalt zu reagieren?

Die Antwort liegt nicht unmittelbar auf der Hand, weil wir in starkem Maße die gewaltverhindernden Strukturen unserer gesellschaftlichen Ordnung schon internalisiert haben und ihnen daher eher intuitiv als bewusst folgen.¹² Doch gerade im Vergleich mit Gesellschaften, die von Gewalt beherrscht werden, drängt sich eine erste Antwort auf: Weil in einem Rechtsstaat die Aufgabe, unter anderem auch mit Zwangsmaßnahmen für Gerechtigkeit zu sorgen, an bestimmte staatliche Organe delegiert ist. Aufgrund dieses Prinzips sind wir auch bereit, auf die eigene Verfügung über Gewaltmittel weitgehend zu verzichten und dem Staat ein Gewaltmonopol zuzugestehen. Damit sind zwei zentrale Elemente einer modernen gesellschaftlichen Friedensordnung benannt: *Rechtsstaatlichkeit* und *Gewaltmonopol*.

Würden die rechtsstaatlichen Regeln zur Herstellung und Durchsetzung von Gerechtigkeit allerdings ihrerseits grobe Ungerechtigkeiten beinhalten, wäre es wieder höchst zweifelhaft, ob die dadurch Benachteiligten auf das damit erlittene Unrecht nicht doch mit Gegen-Gewalt reagieren würden. Um diese Gefahr zu

reduzieren, scheint in besonderer Weise eine demokratische Herrschaftsform mit Meinungs- und Versammlungsfreiheit geeignet zu sein, denn damit wird sowohl der öffentliche, gesellschaftliche Streit über die Gerechtigkeits-Norm und ihre legislative Umsetzungen als auch ein Konfliktregelungsverfahren zum Umgang mit unterschiedlichen Interessen institutionalisiert, und die gesamte Gesellschaft an der Formulierung der Gerechtigkeits-Regeln und der Veränderung des Rechts beteiligt. *Demokratische Partizipation* kann somit als ein drittes Element einer friedlichen Ordnung gelten.

Mit diesen drei Elementen ist aber weder gesichert, dass alle Gesellschaftsmitglieder wirklich die Möglichkeit bzw. das Gefühl demokratischer Partizipation haben, noch ist ausgeschlossen, dass eine rechtsstaatlich-demokratische Ordnung Lebenschancen so ungleich verteilt, dass diese Ordnung von Teilen der Gesellschaft als ungerecht oder sogar als gewalttätig („strukturelle Gewalt“, vgl. Galtung 1969) erlebt und folglich mit Gewalt bekämpft werden könnte. Dieser Gefahr lässt sich mit *Bemühungen um soziale Gerechtigkeit* entgegenwirken. Für das friedliche Zusammenleben muss die formale Gerechtigkeit im Recht durch spürbare Maßnahmen, die insbesondere auf *materielle* Gerechtigkeit zielen, ergänzt werden.

Doch auch mit diesen nunmehr vier Elementen ist nach Senghaas (1995b) ein dauerhafter Frieden innerhalb staatlich verfasster Gesellschaften noch nicht gesichert – und auch für ein Hexagon sind ja noch zwei weitere Elemente nötig: Damit die Austauschprozesse und Konflikte in einer Gesellschaft produktiv ablaufen können, ist dem Zivilisatorischen Hexagon zufolge Erwartungsverlässlichkeit in den sozialen Interaktionsprozessen erforderlich. Diese entsteht aus den vielfältigen Interdependenzen und institutionalisierten Konfliktregelungen, in welche die Mitglieder moderner Gesellschaften eingebunden sind, und impliziert eine *Kontrolle von Affekten*. Daraus resultiert eine *konstruktive politische Konfliktkultur*, in der Toleranz und Kompromissfähigkeit zu den selbstverständlichen Orientierungen politischen Handelns gehören und die sich als emotionale Verankerung der gesamten Friedensordnung bei jedem einzelnen Gesellschaftsmitglied verstehen lässt.

Bilden diese sechs Elemente jene gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab, in denen nicht nur wir bereit sind, auf die Anwendung von (Gegen-) Gewalt zu verzichten, sondern die auch ein breites gesellschaftliches Vertrauen hervorbringen, auf dessen Grundlage wir auch bei unseren KonfliktkontrahentInnen trotz ständig

wechselnder Konfliktsituationen vom Verzicht auf die Anwendung von Gewalt ausgehen können? Dafür ist natürlich bei allen sechs Faktoren ein bestimmtes Maß bzw. ein Mindestmaß an Gewaltmonopolisierung, Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, sozialer Gerechtigkeit, Affektkontrolle und konstruktiver Konfliktkultur erforderlich, über welches sich bisher keine genauen Angaben machen lassen. Ebenso ist ungewiss, ob sich das Defizit in einen durch ein Mehr in einem anderen Faktor ausgleichen ließe, in welchen unmittelbaren Abhängigkeitsbeziehungen einzelne Faktoren zueinander stehen, und ob sie sich möglicherweise partiell gegenseitig hervorbringen oder gar konstituieren. Hypothesen und Einzelbefunde zu diesen Fragen sind zweifellos vorhanden (vgl. Calließ 1997), aber noch unzureichend systematisch untersucht, so dass sich in diesem Feld zahlreiche Anhaltspunkte für weitere theorieorientierte Friedensforschung eröffnen. Lässt sich etwa ein Zusammenhang zwischen dem Wandel bestimmter hexagonaler Faktoren und der Zunahme von Gewalt in Gesellschaften beobachten, die zivilisatorisch regredieren? Welchen Einfluss nimmt die Zunahme staatlicher „Gewalt“ auf die hexagonale Stabilität und zivilisatorische Entwicklung?

Und noch weit weniger wissen wir bisher, wie eine „nachholende Zivilisierung“ aussehen, initiiert und unterstützt werden könnte. Damit aus sechs Punkten ein Hexagon werden kann, müssen die Verbindungslinien zwischen den genannten Faktoren gezogen werden. Damit sind uns jedoch bisher weder Hinweise gegeben, an welchen Ecken des Zivilisatorischen Hexagons primär anzusetzen wäre, wenn eine friedlose Gesellschaft sich „zivilisieren“ möchte, noch Anhaltspunkte sichtbar, ob der Verzicht auf (Gegen-) Gewalt nur dann zu erwarten ist, wenn alle Ecken des Hexagons in *einer staatlichen* Ordnungsstruktur, also auf derselben Ebene sozialer Ordnungsbildung, angesiedelt sind. Gerade im Hinblick auf die Zivilisierung weltgesellschaftlicher Beziehungen wäre es von großem Interesse, ob beispielsweise das einzelstaatliche Gewaltmonopol in Verbindung mit globalen Elementen von Rechtsstaatlichkeit, vornehmlich regional ermöglichter demokratischer Partizipation und nur rudimentären Bemühungen um soziale Gerechtigkeit, im weltgesellschaftlichen Maßstab schon zum Verzicht auf inter- und transnationale Gewalt und zu einer konstruktiven politischen Konfliktkultur zwischen Staaten führen könnte – um hier nur ein potenzielles Modell eines nichts-staatlichen Hexagons zu skizzieren.

4.2 Der weltgesellschaftliche Frieden

Da die weltgesellschaftlichen Entwicklungen (vgl. Senghaas-Knobloch 1992; Forschungsgruppe Weltgesellschaft 1996) jedoch auch von einer bescheidenen Verwirklichung hexagonaler Zivilisierung noch ein erhebliches Stück entfernt zu sein scheinen, stößt im Hinblick auf die globale Zivilisierung die oben erläuterte induktive Herangehensweise schnell an ihre Grenzen. Daraus resultiert jedoch nicht die Irrelevanz der genannten sechs Faktoren für eine weltgesellschaftliche Ordnung, sondern allenfalls eine gewisse Vorsicht bei der Übertragung der Theorie auf ein ihrem Entstehungszusammenhang nur partiell vergleichbares Feld sozialer Zusammenhänge (vgl. auch Senghaas 2000; Zürn 2000). Angesichts weltpolitischer Entwicklungen, in denen ganz offensichtlich stärker auf militärische als auf „zivilisatorische“ Mittel zur Herstellung von „Frieden“ vertraut wird, ist jedoch die Friedensforschung in besonderer Weise herausgefordert, auf Alternativen zum Krieg hinzuweisen. Eine „Zivilmacht Europa“ schreit geradezu nach der entsprechenden friedentheoretischen Fundierung.

Zudem sind gerade jene Gesellschaften und Staaten, die ganz offensichtlich einen anderen als den mit hegemonialer Militärmacht zu erreichenden „Frieden“ anstreben, gefragt, auf welchem Wege sich ein solcher angesichts der immerwährenden Gefahr, dass Menschen, Gruppen, Gesellschaften, Völker, Staaten aufgrund des Erlebens von Unrecht, Gewalt und der Bedrohung ihrer Lebenschancen zur (Gegen-) Gewalt-Anwendung neigen, erreichen ließe. Von einer Friedenstheorie lassen sich zu dieser Problemstellung zumindest Anregungen erwarten, die ich bezogen auf zwei Aspekte der internationalen Politik abschließend hier in Frageform noch andeuten möchte:

Wenn für den innerstaatlichen Gewaltverzicht die Rechtsstaatlichkeit der gesellschaftlichen Ordnung und die damit einhergehende Möglichkeit einer gerichtlichen Prüfung der Legalität von staatlichen Zwangsmaßnahmen von so entscheidender Bedeutung ist – warum wird dann noch nicht einmal die Möglichkeit einer völkerrechtlichen Überprüfung von Gewalt-Entscheidungen des UN-Sicherheitsrates in Erwägung gezogen (vgl. Zürn/Zangl 1999) – geschweige denn die Verpflichtung hierzu verlangt, und auch die vorhandenen Instrumente völkerrechtlicher Prüfung (vgl. Heintze 2003) nicht genutzt?¹³ Wenn offenbar für den innerstaatlichen

Gewaltverzicht die Vermeidung von Ungerechtigkeit bei der Formulierung und Anwendung von Gesetzen eine zentrale Rolle spielt – warum wird dieser Legitimations-Aspekt bei Entscheidungen des UN-Sicherheitsrates ohne weiteres ignoriert, und dort teilweise ein öffentlicher Kuhhandel zwischen Veto-Staaten betrieben, etwa im Sinne: Lässt Du mich meine, lass' ich Dich Deine Kriege führen, und mit entsprechenden Resolutionen werden wir uns das Ganze jetzt legalisieren. Oder anders gefragt: Warum spielt die *globale Legitimität* kollektiver Zwangsmaßnahmen eine so untergeordnete Rolle bei der Beurteilung von Resolutionen des UN-Sicherheitsrates?

Aus der Übertragung der konstitutiven Elemente innerstaatlichen Friedens auf die Zusammenhänge der internationalen Politik lassen sich solche und ähnliche Fragen ableiten, die möglicherweise auch jenen Fatalismus bremsen können, welcher sich seit der unverblühten Demonstration unipolarer Machtverteilung hier und da eingestellt und zur besorgten Suche nach Alternativen zu einer kritiklosen USA-Gefolgschaft geführt hat (vgl. Hamm et al. 2002). Auf diesem Wege lassen sich nicht nur politische Handlungsalternativen entwerfen, sondern auch der friedentheoretischen Diskussion neue Impulse verleihen. Aus der Übertragung der Motive für innerstaatlichen Gewaltverzicht auf die zwischenstaatlich-weltgesellschaftliche Ebene lassen sich Elemente für *Global Governance* in der Friedens- und Sicherheitspolitik gewinnen (vgl. dazu Brock 2001; Nuscheler/Weller 2002; Weller 2003c). Dies verdeutlicht das Potenzial, welches in der friedentheoretischen Arbeit steckt, nicht nur in friedenswissenschaftlicher, sondern auch in praktisch-friedenspolitischer Hinsicht. Es mangelt nicht an friedenswissenschaftlichen Fragestellungen, deren theorieorientierte Bearbeitung zu friedenspolitisch relevanten Resultaten führt, und die angesichts der aktuellen Friedensbedrohungen eher heute als morgen aufgegriffen werden sollten.

5. Erkenntnistheoretische Aspekte von Friedenstheorien

Erkenntnistheoretische Überlegungen und Diskussionen dienen dazu, darüber nachzudenken, auf welchem Wege wir das erkennen, was wir erkennen, und welchen Einfluss dieser Erkenntnisweg möglicherweise darauf nimmt, was wir erkannt haben bzw. in Zukunft erkennen können und wollen. Dass *verschiedene* Menschen

die Welt *unterschiedlich* wahrnehmen, gehört gewissermaßen zu den friedens-theoretischen Grundeinsichten, denn in der Differenz von Welt-Sichten liegt nicht selten eine wesentliche Ursache von Konflikten und damit auch die Gefahr von Gewaltanwendung.

Nun hat sich die Friedensforschung in vielfacher Weise mit dieser Konfliktursache, der Differenz von Welt-sichten, beschäftigt und dabei verschiedenste Einflüsse identifiziert, die dazu führen, dass Kollektive – zumindest mehrheitlich – zu gegensätzlichen Welt-sichten kommen können und in den Konflikten darüber auch zur Gewaltanwendung neigen: Nationalismus, Rassismus, Vorurteile, Feindbilder, Propaganda, massenmediale Indoktrination, kulturelle Deutungsmuster, politische Meinungs-Manipulation, Wahrnehmungsverzerrungen, kognitive Konsistenzsuche, selektive Wahrnehmung usw.¹⁴ All diese Hypothesen über das Zustandekommen verschiedener Welt-sichten, die sich in den meisten Fällen auf die Theorieentwicklung in der Soziologie, Psychologie, Ethnologie oder Kommunikationsforschung stützen, können plausibel verdeutlichen, auf welchen Wegen Konfliktparteien zu ihren differierenden Welt-sichten gelangen und damit das Potenzial zum Ausbruch von Gewalt erhöhen.

Friedensstrategien zielen dann in aller Regel nicht darauf, einzelnen Konfliktparteien die Richtigkeit *ihrer* Welt-sicht zu bestreiten, sondern darauf, sie zu einem empathischen Umgang mit der Welt-sichten-Differenz zu motivieren und anzuleiten. Das heißt: Sie sollen *verstehen*, aus welchen Gründen die Gegenseite die Welt anders sieht, also auf welchem Wege diese zu ihrer von der eigenen unterschiedlichen Welt-sicht gelangt ist. Damit soll die Basis geschaffen werden, zu erkennen, dass auch der eigenen Welt-sicht ein ganz bestimmter Erkenntnisweg zugrunde liegt, der, wäre er anders, auch zu einer anderen Welt-sicht führen würde. Und aus den dabei gewonnenen Einsichten lässt sich dann durchaus ein Friedensprozess begründen, der die Gefahren gewaltsamen Konfliktaustrags reduziert.

5.1 Reflexive Perspektiven

Mit dieser Friedens- und Erkenntnisstrategie, angewandt auf die eigene wissenschaftliche Welt-sicht über Konfliktursachen und den Erkenntnisweg, der dieser Welt-sicht zugrunde liegt, tun sich die meisten Friedensforscher und auch Friedensfor-

schnerinnen schwer.¹⁵ Dies hieße nämlich, die eigene Arbeit erkenntnistheoretisch zu reflektieren und damit die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, dass die eigene friedenswissenschaftliche Überzeugung vornehmlich deshalb von den Einschätzungen anderer Menschen differiert, weil auch den eigenen Erkenntnissen die ganze Palette von Wahrnehmungsmustern zugrunde liegt, die in Konfliktsituationen als Friedenshindernis betrachtet werden.¹⁶ Wenn beispielsweise die Herausgeber des Friedensgutachtens in ihrer „Stellungnahme zur gegenwärtigen Situation“ den folgenden Sachverhalt beschreiben: „Es zeichnet sich ein Politikwechsel ab: Militärische Gewalt soll enttabuisiert und in das Arsenal gewöhnlicher außenpolitischer Instrumente zurückgeholt werden“ (Schoch et al. 2002: 3), so setzt dies eine ganz bestimmte Wahrnehmungsweise voraus, die sich folgendermaßen beschreiben ließe:

- Es wird zwischen Kontinuität und Wandel unterschieden.
- Außenpolitische Instrumente werden danach unterschieden, ob sie militärisch oder nicht-militärisch sind.
- Im außenpolitischen Arsenal befinden sich tabuisierte und nicht-tabuisierte Instrumente.

Diese Unterscheidungen vorzunehmen ist nicht falsch, aber es ist zugleich auch nicht zwingend. Würde der hier beobachtete Sachverhalt mit einer anderen Wahrnehmungsweise, also anhand anderer Unterscheidungen und Aufmerksamkeiten wahrgenommen, könnte ein anderer Satz formuliert werden, der ebenso eine richtige Beschreibung des Beobachteten wäre, aber durch andere Begriffe und eine andere Akzentsetzung eine andere Welt-sicht vermittelte.¹⁷ Die erkenntnistheoretische Reflexion der wissenschaftlichen Arbeit zielt dann u. a. darauf zu überprüfen, wie sich die verwendeten Unterscheidungen nachvollziehbar begründen lassen, und ob der Weg zur formulierten Erkenntnis auch von Anderen – mit anderer Welt-sicht – beschritten werden kann. Sie verfolgt zugleich das Interesse, sich der eigenen Vorannahmen, Beobachtungsweisen und damit verbundener Unterscheidungen bewusst zu werden, und deren Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit (Berger/Luckmann 1980) zu reflektieren. Und sie ermöglicht zum Dritten, durch die gezielte Wahl anderer Unterscheidungen, alternative Beschreibungen der Wirklichkeit zu entwerfen, die möglicherweise neue, bisher unentdeckte Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Gerade die Friedensforschung mit ihrem An-

spruch, auf die – gesellschaftlich konstruierte – politische Wirklichkeit Einfluss nehmen zu wollen, verschließt zu gerne die Augen vor dem Einfluss, den die gesellschaftlichen Konstruktionen der Wirklichkeit auf ihre wissenschaftlichen Betrachtungen nehmen, und verschenkt damit einen erheblichen Teil des Potenzials, welches die Theoriearbeit innerhalb dieses dritten Aufgabenfelds hinsichtlich friedenspolitischer Einflüsse eröffnet.

5.2 Beispiel: Erkenntnistheoretische Kritik der Feindbild-Forschung

In den vergangenen Jahren hat jedoch die Aufmerksamkeit für die erkenntnistheoretischen Aspekte friedentheoretischer Arbeiten merklich zugenommen.¹⁸ Dabei wurden diese Aspekte vornehmlich als erkenntnistheoretische Kritik friedenswissenschaftlicher Arbeiten diskutiert und nur ansatzweise hier und da in neue friedentheoretische Entwürfe oder friedenspolitische Wirklichkeitskonstruktionen umgesetzt. Als anschauliches Beispiel für diese Kritik lässt sich auf die Diskussion um die Feindbild-Forschung verweisen – aus meiner Sicht ein Paradebeispiel dafür, wie die mangelhafte erkenntnistheoretische Reflexion einen ganzen Forschungsstrang in die Bedeutungslosigkeit befördern kann.¹⁹ Außerdem kann die Feindbild-Forschung als typisches Beispiel deutschsprachiger Friedens- und Konfliktforschung gelten, denn schon der Begriff „Feindbild“ ist eine deutsche Erfindung: Er wurde von Dieter Senghaas zum ersten Mal verwendet, und die Kritische Friedensforschung hat den Begriff dann Anfang der 1970er Jahre in die öffentliche Debatte gebracht und inhaltlich geprägt.²⁰

Schon diese anfängliche Begriffsprägung durch die Kritische Friedensforschung zielte stärker auf die praxeologische – und damit politische – Verwendung des Wortes als auf ein wissenschaftliches Konzept.²¹ Die mit der Bezeichnung „Feindbild“ vorgenommene Unterscheidung war die zwischen der richtigen und einer falschen Weltsicht. Indem einem Feindbild qua Begriffsdefinition Fehlwahrnehmungen zugrunde lagen, war klar, dass ein Feindbild immer nur „die anderen“ haben konnten. Feindbilder zu erkennen setzte folglich die richtige Sicht der Dinge voraus, oder, um es wissenschaftssoziologisch zugespitzt zu formulieren: Mit der Identifikation von Feindbildern versicherte sich die Kritische Friedensforschung der Richtigkeit ihrer Weltsicht. Es muss dann nicht weiter überraschen, dass Mitte der 1970er Jahre

in der Bundesrepublik Deutschland keine wissenschaftliche, sondern eine *politische* Debatte um die Existenz von Feindbildern ausgetragen wurde, die der damalige Bundesverteidigungsminister in Gang gesetzt hatte (vgl. Weller 2001: 14-17).

Nun ist gegen den politischen Streit um die richtige Friedenspolitik nichts einzuwenden, aber Feindbilder wissenschaftlich zu untersuchen, vor allem ihre Funktionen, ihre Entstehung und ihre Stabilität, war über einige Jahre ein bedeutender Teil der deutschsprachigen Friedensforschung (vgl. HSK 1975, 1976: 154-196; Sommer et al. 1987). Ein Ergebnis davon sind die über 150 Publikationen, die sich mit Feindbildern beschäftigen.²² Und diese Forschung hielt – mit wenigen Ausnahmen – an der oben erwähnten, eher politisch motivierten Begriffsbestimmung fest, konnte aber keine intersubjektiv nachvollziehbaren Angaben darüber machen, wie sich die richtige von der Fehlwahrnehmung unterscheiden ließe (vgl. Frei 1986). Die Feindbild-Forschung konnte ganze Listen von Wahrnehmungsmustern, Motiven und Funktionen anführen, warum Menschen dazu neigen, Feindbilder auszubilden und an ihnen festzuhalten (vgl. Weller 2000: 87-93). Aber kaum jemand in der Feindbild-Forschung hat sich jemals die Mühe gemacht darüber nachzudenken, warum eigentlich die Feindbild-Forscherinnen und -Forscher selbst diesen Funktionalitäten und Wahrnehmungsmustern offensichtlich nicht unterliegen, denn wie sonst könnten sie gewissermaßen feindbild-frei (gewesen) sein.

Genau an dieser Stelle setzt die erkenntnistheoretische Kritik an diesem hier beispielhaft vorgestellten Teil der deutschen Friedensforschung an. Hätte die Feindbild-Forschung versucht, sich ihrer erkenntnistheoretischen Grundlage zu versichern, hätte sie wohl gemerkt, dass das Feindbild-Phänomen nicht wissenschaftlich zu erfassen ist, wenn es zwangsläufig mit Fehlwahrnehmungen verknüpft wird. Jede Wahrnehmung und Erkenntnis setzt ein Wahrnehmungsmuster voraus, und die Funktionalität von Einstellungen kommt gerade dadurch zustande, dass sie subjektiv als richtig empfunden werden.

Aus ihrem Funktionalismus bezüglich der Fehlwahrnehmungen hatte die Feindbild-Forschung die Hypothese abgeleitet, dass beispielsweise auf die negativen Einstellungen gegenüber der Sowjetunion eigentlich niemals verzichtet werden könnte – und zwar völlig unabhängig von dort möglicherweise stattfindenden realen Entwicklungen, die aufgrund des Feindbildes nämlich gar nicht wahrgenommen werden könnten (vgl. z. B. Lißmann et al. 1975: 61).

Nun hat der Feindbild-Zerfall gegenüber der Sowjetunion am Ende der 1980er Jahre diese Hypothese ziemlich deutlich widerlegt; die Realität hat sich gewissermaßen theoriwidrig verhalten. Eine Feindbild-Forschung, die sich nicht auf Fehlwahrnehmungen, sondern auf die, politischen Einstellungen zugrundeliegenden Wahrnehmungsprozesse, konzentrierte, hätte diesen Einstellungswandel gegenüber der Sowjetunion spätestens nach der öffentlichen Reaktion auf H. Kohls Gorbatschow-Goebbels-Vergleich im November 1986 mit einiger Wahrscheinlichkeit prognostizieren können. Und damit wäre ein konstruktiver Beitrag zur damaligen politischen Auseinandersetzung um die sogenannte „Gorbimania“ und ein innovativer friedenspolitischer Beitrag dieser Forschung zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung um die Sicherheitspolitik in Europa möglich gewesen. So aber bleibt von den vielfachen Forschungsanstrengungen zum Feindbild-Phänomen nicht viel mehr als ein in der Öffentlichkeit und Publizistik gerne verwendeter Begriff, mit dem sich kaum auf ein friedensrelevantes beziehungsweise konfliktverschärfendes Phänomen aufmerksam machen lässt, sondern der primär dafür verwendet wird, den politischen Gegner als Fehlwahrnehmer zu diffamieren, und die eigene Weltsicht als die einzig richtige herauszustellen.

Die Friedensforschung ist wie alle Sozialwissenschaften den Beschränkungen menschlichen Erkennens unterworfen, und weil diese Beschränkungen auch konfliktverschärfende Wirkungen entfalten können, gehören sie zugleich zu den friedenswissenschaftlichen Forschungsgegenständen. Dieser besondere Stellenwert der Möglichkeiten und Grenzen des Erkennens legt nahe, gerade friedenswissenschaftliche Erkenntnisse und das „Wissen“ der Friedensforschung erkenntnistheoretisch zu reflektieren. So wie das Wissen um die Einseitigkeit jeder Erkenntnis die Möglichkeit eröffnet, in einer friedentheoretischen Perspektive verschiedene Weltansichten nebeneinander zu betrachten, und danach zu fragen, auf welchem Wege sie entstanden sind, und ob sie nicht gegenseitig vermittelbar sein könnten, weist die erkenntnistheoretische Reflexion auf die Einseitigkeit und Selektivität jeder friedenswissenschaftlichen Erkenntnis hin. Das aber ermöglicht nicht nur die selbstkritische Infragestellung eigener Beobachtungs- und Theoriepräferenzen, sondern auch einen veränderten Umgang mit friedentheoretischen Begriffen und Ansätzen.

6. Möglichkeiten und Perspektiven friedentheoretischer Arbeit

Eine solche reflexive Perspektive wird vielfach in konstruktivistischen Ansätzen und Herangehensweisen eingenommen, wenn nicht nur die Konstruiertheit von legitimer Gewalt oder wechselseitiger Neigung zu Gewaltverzicht in interdemokratischen Konflikten, sondern auch die eigenen friedentheoretischen Begriffe und Ansätze als Konstruktion, etwa einer bestimmten disziplinären Betrachtungsweise, verstanden werden. Daraus ergeben sich verbesserte Chancen, sowohl für den interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch wie auch für den Einfluss auf politische Entscheidungen, denn die Betrachtungsweise, Begrifflichkeit und Wissensorientierung der politischen Praktikerinnen und Praktiker unterscheidet sich von jener der Wissenschaft in beträchtlichem Maße. Die entsprechend erforderlichen Übersetzungs- und Vermittlungsleistungen werden erleichtert, wenn statt monodirektiver Wissensvermittlung der reflexive Dialog über die Gründe der Differenzen und Gemeinsamkeiten des Weltwissens und der Friedensstrategien ermöglicht wird.

Friedenspolitische Positionen ergeben sich nicht unmittelbar aus den Resultaten friedentheoretischer Arbeit, aber letztere kann dazu beitragen, der politischen Debatte über Frieden, Krieg und Gewalt immer wieder neue Impulse zu verleihen. Dies setzt jedoch die (mehrstimmige) friedenswissenschaftliche Beteiligung am friedenspolitischen Diskurs voraus. Dieser gesellschaftspolitischen Rolle und Verantwortung wird die Friedensforschung nicht gerecht, wenn sich ihre Stimmen nicht von dem unterscheiden, was politische Akteure wie etwa die Friedensbewegung oder Menschenrechts-Organisationen in den öffentlichen Diskurs einbringen, denn mehr denn je steht heute das Kennzeichen „Wissenschaft“ in der Gefahr, als Legitimationsressource für politische Überzeugungen missbraucht zu werden (vgl. Nuscheler 2002).

7. Die Beiträge dieses Bandes

Wenn sich die Friedensforschung als praxisorientierte interdisziplinäre Wissenschaft versteht – und als solche auch wahrgenommen werden will –, kommt sie kaum umhin, ihre friedentheoretischen Perspektiven weiterzuentwickeln und den entsprechenden theoretischen Anstrengungen erhöhtes Gewicht zu geben. Darum haben

sich die Mitglieder des Arbeitskreises Theorie der AFK bemüht und entsprechende Papiere erarbeitet, die Grundlage unserer friedentheoretischen Diskussionen bei den Theorie-Workshops in der Ev. Akademie Loccum waren. Die Themen und Schwerpunkte der Theoriearbeit lagen dabei in ganz unterschiedlichen Bereichen.

Sabine Jaberg (2003) identifiziert verschiedene Typen von Friedensforschung anhand ihrer Friedens- bzw. Gewaltbegriffe und der gerade noch für zulässig gehaltenen Friedensstrategien. Bernhard Moltmann (2003) arbeitet in seinem Beitrag die Bedeutung der „Zukunft“ als Kategorie der Friedensforschung heraus: Bei ihren Gegenwartsdiagnosen hat sie die gesellschaftlichen Vorstellungen von der Zukunft – optimistische Hoffnungen oder pessimistische Befürchtungen – in ihre Analysen mit einzubeziehen; in ihrer eigenen Zukunftsentwicklung sollte sie die Aufmerksamkeit nicht nur auf das Neue richten, sondern auch reflektieren, welches Wissen Bestand haben kann; und in ihren Theorien muss sichtbar bleiben, dass die Zukunft gesellschaftlicher Entwicklungen nicht feststeht, sondern kontingent, also offen ist, Entscheidungsmöglichkeiten bereithält und daher in besonderer Weise die Produktion von Optionen gefragt ist. Dem fügt Gertrud Brücher (2003b) in ihrem Kommentar eine Unterscheidung in drei Funktionen hinzu, welche die Kategorie „Zukunft“ für den Friedensbegriff erfüllt: Sie ist Symbol für Offenheit, für das Unbekannte, aber auch für Gefahren, die in Ansätzen heute schon erkennbar sind.

In einem zweiten Teil dieses Bandes („Friedentheoretische Ansätze“) werden verschiedene friedentheoretische Ansätze vorgestellt und diskutiert. Michael Henkel (2003a) erläutert die Grundzüge eines interaktionstheoretischen Friedenskonzepts und verbindet dafür die Friedensontologie des Augustinus mit der Theorie symbolisch vermittelter Interaktion. Daraus entwickelt er einen Friedensbegriff, der auf der interpersonalen Ebene ansetzt, aber sowohl auf den innerstaatlichen wie den internationalen Frieden übertragbar ist. Lutz Schrader (2003) greift die theoretische Debatte um den Demokratischen Frieden auf und nutzt für seine Reformulierung dieser Theorie sowohl sozial-konstruktivistische als auch neo-gramscianische Ansätze. Insbesondere letzteres greift Anna Geis (2003) in ihrem Kommentar mit einiger Skepsis auf, sieht sie doch gerade in der US-amerikanischen Politik nicht jenes hegemoniale Moment im Gramscianischen Sinne, sondern vermehrt Aspekte einer mit Gewalt durchgesetzten imperialen Ordnung, die zunehmend auf Ablehnung stößt. Dieser Wandel des internationalen Systems unterscheidet sich grund-

legend von jenem, den Peter Schlotter (2003) untersucht. Ihm geht es um Erklärungen für das friedliche Ende des Ost-West-Konflikts, wobei er sein Augenmerk auf die Rolle von Argumenten sowie die Bedeutung der Kommunikation im KSZE-Prozess lenkt. In diesen, von konstruktivistischen Ansätzen hervorgehobenen Faktoren sieht er den Schlüssel für das Verständnis des friedlichen Wandels der östlichen Staaten am Ende der 1980er Jahre.

Dass die Bedingungen eines gesellschaftlichen Friedens und seiner Dauerhaftigkeit nicht nur in materiellen und institutionellen Arrangements, sondern auch in der Versöhnungsbereitschaft von Opfern und Tätern vorausgegangener Gewaltkonflikte zu sehen sind, verdeutlicht der Beitrag von Thomas Hoppe (2003). Er beschreibt ein eindrückliches Panorama von Fallstricken und Dilemmata, aber auch von Chancen beim Umgang mit belasteter Vergangenheit in Post-Konflikt-Gesellschaften und stellt dabei verschiedene Wege, Opfern wie Tätern einer beseitigten Gewalt-Herrschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Jeder Aufbau einer (neuen) Friedensordnung verlangt nach einem gesellschaftlich anerkannten bzw. anerkennbaren Umgang mit den Lasten vorausgegangener Gewalt-Herrschaft. Doch hierin liegt zugleich der Keim für das Scheitern der Transformation und die Rückkehr von Gewalt. Hier schließt Hajo Schmidts Beitrag über „Schuld und Gewalt“ (Schmidt 2003) an, der unter Rückgriff auf das psychoanalytische Theoriepotezial die friedenswissenschaftliche Relevanz der Schuldproblematik auszuleuchten unternimmt. An Beispielen aus dem Legitimationsdiskurs der NATO-Intervention gegen Rest-Jugoslawien im Kosovo-Konflikt verdeutlicht Schmidt, wie unbearbeitete Schuld zum Motor erneuter kollektiver Gewaltanwendung werden kann, weil das Kämpfen für Andere aus dem Wunsch nach eigener Schuldbeseitigung entspringen kann.

Militär und Krieg sind unübersehbar eng mit Männlichkeit verknüpft, Geschlechtszugehörigkeit folglich ein möglicherweise wichtiger Erklärungsfaktor für individuelle wie kollektive Gewaltanwendung. Ruth Seifert (2003) verdeutlicht in ihrem Beitrag die Schwächen biologistischer und die Grenzen psychologischer und psychoanalytischer Erklärungen der Männlichkeit von Militär und Krieg. Als theoretische Alternative plädiert sie für einen konstruktivistischen *Gender*-Ansatz, der nicht nur den Einfluss von *Gender*-Konstruktionen auf Gewaltanwendung und Krieg abzubilden vermag, sondern zugleich die Bedeutung des Militärs für die gesell-

schaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit herausarbeiten kann. Vor demselben theoretischen Hintergrund verdeutlicht anschließend Christine Eifler (2003), dass die gerichtlich erzwungene, gleichberechtigte Einbeziehung von Frauen ins Militär sowie dessen Aufgabenwandel („Peace Operations“) verschiedene *Gender*-Aspekte des Militärs verstärkt ans Licht treten lässt, die auch von den Beteiligten und politisch Verantwortlichen inzwischen nicht mehr ignoriert werden können. Um so mehr, so ihre Argumentation, ist die Friedens- und Konfliktforschung gefordert, *Gender*-Konstruktionen im Zusammenhang mit gewaltförmigen Konflikten und militärischen Einsätzen vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken.

Im letzten Teil des Bandes stehen die Voraussetzungen und Möglichkeiten friedentheoretischer Arbeit im Mittelpunkt. Welche Annahmen, Denkmuster und Erfahrungen liegen unseren Analysen und Theorieentwürfen zugrunde? Auf welchen Grundlagen lässt sich die friedentheoretische Arbeit voranbringen? In den Beiträgen dieses Teils geht es natürlich auch um die Theoretisierung des Friedens, vor allem aber um die Gewalt und um die Grenze, die Trennlinie, die Unterscheidung zwischen diesen beiden Zentralkategorien der Friedensforschung. Insbesondere die Legitimation der Gewalt erweist sich in diesen Beiträgen als Kernproblematik friedentheoretischer Ansätze. Alfred Hirsch (2003a) verdeutlicht in seinem Beitrag „Aspekte neuzeitlicher Sinnstiftung von Gewalt bei Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau“ den epochalen Beginn des modernen Gewaltrechtfertigungsdiskurses in einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Denken von Thomas Hobbes. Dessen Sinnstiftung von Gewalt zur Etablierung einer Ordnung verlängert sich – so Hirsch – trotz erheblicher inhaltlicher Differenzen auch über Rousseau hinaus bis in unsere Tage und verlangt nach einer besonderen Aufmerksamkeit der Friedens- und Konfliktforschung für solche Denkmuster im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Gewaltdiskurs. Pascal Delhom (2003) weist auf andere Voraussetzungen unseres Friedensdenkens hin und will darauf aufmerksam machen, dass Grundannahmen über „den Menschen“ oder die Gesellschaft weitreichende Konsequenzen für eine Philosophie des Friedens haben. So verweist etwa die Betonung der Pluralität der Menschen und ihrer Verletzlichkeit auf zwei spezifische Aspekte der Gewalt: nicht nur auf ihren grundsätzlichen Verletzungs-Charakter, sondern dass Menschen auch in ihren Beziehungen zu anderen Menschen verletzt werden können. Hier sieht Delhom (2003) eine klare Differenz zu einem Hobbesschen Den-

ken, die wiederum Michael Henkel (2003b) in seinem Beitrag „Thomas Hobbes' Ethik des Friedens“ in Zweifel zieht. Henkel (2003b) rekonstruiert aus Hobbes' „Leviathan“ dessen Friedensethik und verdeutlicht zudem die Verbindungslinien dieser Friedensethik zu Dieter Senghaas' Zivilisatorischem Hexagon (vgl. Senghaas 1995b). In seinem Kommentar zu diesem Beitrag verweist Alfred Hirsch (2003b) dann auf wichtige Fragen und Voraussetzungen einer solchen friedentheoretischen Arbeit: Für welchen Umgang mit Texten (diskursanalytisch, interpretationistisch, hermeneutisch etc.) entscheiden wir uns und welche Aufmerksamkeit schenken wir unserer eigenen Beobachtungs- und Denkweise beim Entwurf friedentheoretischer Ansätze?

Gertrud Brücher (2003a), Thorsten Bonacker (2003) und Christoph Weller (2003b) schließlich rekonstruieren mit unterschiedlichen Zugängen und Argumentationen die (versteckte) Normativität begrifflicher wie theoretischer Ansätze und Konzepte der Friedens- und Konfliktforschung. Sie nutzen dafür ein besonderes Potenzial konstruktivistischer Herangehensweisen, nämlich die Art und Weise des Beobachtens zu beschreiben, um darüber zugleich Einsichten zu gewinnen für die Möglichkeiten weiterer Theoriebildung in der Friedens- und Konfliktforschung. Damit wollen sie außerdem auf die außerhalb der Theorie liegende politische Verantwortung hinweisen, die schon allein für begriffliche Unterscheidungen wie jene zwischen Frieden und Gewalt, zwischen legitimer und illegitimer Gewalt oder zwischen gesellschaftlich produktiven und gesellschaftlich destruktiven Konflikten zu tragen ist. Abschließend greift Lothar Brock (2003) in seinem kritischen Kommentar die konstruktivistische Konzeptualisierung von Gewalt bei Weller (2003b) auf, mit der die Ambivalenz der Gewalt zwar verdeutlicht und erfasst werden könne, aber der rechtlichen Einhegung von Gewaltanwendung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt würde – einer von vielen Diskussionspunkten, die in den meisten Fällen sowohl friedentheoretisch wie friedenspraktisch von aktueller Relevanz sind. Insofern steht, wie dieses Beispiel veranschaulichen kann, die Theoriearbeit nicht im Gegensatz zur Praxisorientierung der Friedensforschung, sondern sie ist die Voraussetzung für eine moderne, praktische Sozialwissenschaft: um nämlich im schon ausreichend vielmehrigen politisch-gesellschaftlichen Diskurs *als Wissenschaft* gehört zu werden.

Anmerkungen

- 1 Dafür greife ich zurück auf Überlegungen, die schon in einem INEF-Arbeitspapier mit dem Titel „Perspektiven der Friedenstheorie“ (Weller 2003a) ausführlicher dargestellt wurden.
- 2 Zur Rolle der Massenmedien für unsere Vorstellungen von Krieg und Frieden vgl. Weller (2002a, 2002b).
- 3 Vgl. z. B. Krippendorff (2002: 199f): „Es ist Aufgabe engagierter, praxisorientierter Friedensforschung (und Engagement und Praxisorientierung sind ihr Lebensnerv!), bei jedem Konflikt, zu jeder Konfliktlösung die jeweils friedliche, d. h. die gewaltfreie Alternative zu suchen, mit der expliziten Arbeitshypothese, dass es zu jeder militärischen auch eine gewaltfreie Lösung geben muss und dass dies dann die langfristig bessere, die dauerhaftere sei.“
- 4 Für einen neuen, ambitionierten Vorschlag eines substanziellen Friedensbegriffs vgl. jetzt Müller (2003).
- 5 Vgl. auch Sternberger (1986: 76): „Der Friede ist die politische Kategorie schlechthin“.
- 6 In einem anderen Zusammenhang entwickelte Picht „drei Parameter des Friedens“ – Schutz vor Gewalt, Schutz vor Not, Schutz der Freiheit (Picht 1971, 1995) –, die aber nicht an die Stelle einer Definition treten können: „Wenn wir Frieden herstellen, definiert er sich selbst. Deswegen ist die Verwirklichung von Frieden die einzige Form der Definition des Friedens, die wir als denkende Menschen anerkennen dürfen“ (Picht 1995: 195).
- 7 So wird auch das Verständnis und die Abgrenzung dessen, was „Friedensforschung“ bzw. „Friedenswissenschaft“ sei, weder unabhängig vom politisch-gesellschaftlichen, noch vom historischen Kontext festzulegen sein, sondern auf die Anerkennung einer konkreten Kommunikationsgemeinschaft angewiesen bleiben. Und insofern der Frieden ein politischer Begriff ist, wird es auch keine unpolitische Friedensforschung geben können.
- 8 Vgl. wiederum Picht (1995) sowie gewissermaßen prototypisch Johan Galtungs Grundsatz bei der Auseinandersetzung mit dem Begriff „Frieden“, die zumindest implizit den allermeisten Friedensbegriffen zugrundeliegt: „Wir beabsichtigen lediglich, die Begriffe ‘Frieden’ und ‘Gewalt’ so miteinander zu verknüp-

fen, dass ‘Frieden’ als ‘Abwesenheit von Gewalt’ verstanden werden kann“ (Galtung 1975: 8).

- 9 Vgl. Bonacker (2002b, 2003); Brücher (2002, 2003a); Weller (2003b).
- 10 Vgl. etwa Schrader (2003), Geis (2003), Schlotter (2003) Eifler (2003), Seifert (2003) sowie auch Müller (2003).
- 11 Zugleich entstand durch den Wegfall des Ost-West-Konflikts ein erheblicher Bedarf, neu über die Bedingungen des Friedens nachzudenken und in neue friedenspolitische Entwürfe umzusetzen. Vgl. etwa Senghaas (1990, 1992, 1994); Jopp (1992).
- 12 Darin lässt sich zugleich ein Element des Zivilisatorischen Hexagons erkennen: die konstruktive politische Konfliktkultur.
- 13 „Das Grundproblem des Systems kollektiver Sicherheit, wie es heute völkerrechtlich in der UNO-Charta existiert, besteht also darin, dass es als eine Machtfigur, die nach Opportunitäts Gesichtspunkten in alle möglichen Richtungen manipuliert wird, gehandhabt wird, und nicht als eine verbindliche Rechtsfigur“ (Senghaas 2000: 94).
- 14 Vgl. dazu die einschlägigen Handbuchartikel in den Abschnitten 2 und 3 bei Heitmeyer/Hagan (2002: 287-895).
- 15 Mit dieser Neigung sind sie jedoch im Kontext aller Wissenschaften mit Sicherheit nicht allein.
- 16 „Um eine [...] seitenverkehrte Wiederholung der herrschenden Konfliktstrukturen zu vermeiden, käme es darauf an, eine realistische Sicht von der persönlichen emotionalen Verstrickung in einen Konflikt zu gewinnen, d. h. auch von der lebensweltlich begründeten Bevorzugung eines bestimmten Friedensparameters“ (Senghaas-Knobloch 1992: 60).
- 17 Dieser Satz könnte z. B. lauten: Schon jetzt zeichnen sich die Muster internationaler Politik des 21. Jahrhunderts ab: Außenpolitische Ziele können mit mehr Nachdruck denn je verfolgt werden, weil im Arsenal außenpolitischer Instrumente die dafür erforderlichen Mittel bereitstehen.
- 18 Vgl. Hirsch (2003a); Delhom (2003); Brücher (2002, 2003a); Bonacker (2002b, 2003).
- 19 Ein anderes Beispiel wäre die feministische Friedensforschung, wenn sie die soziale Konstruiertheit von Geschlechterrollen übersieht. Für eine ausgezeichnete

Darlegung dieser Kritik sowie die Erläuterung konstruktivistischer Theorieansätze, insbesondere für das Verhältnis von Militär und Geschlecht, vgl. Seifert (1999, 2003); Eifler (2003); Eifler/Seifert (1999).

- ²⁰ Vgl. Weller (2001: 4-14). Die Dissertation von Dieter Senghaas („Abschreckung und Frieden“), in welcher das Wort „Feindbild“ zum ersten Mal Verwendung fand, erschien 1969. Band 1 der Friedensanalysen mit dem Schwerpunkt „Feindbilder“ erschien 1975.
- ²¹ Zur Konzeptualisierung von Feindbildern innerhalb einer Analyse von Drohpolitik in den internationalen Beziehungen vgl. Senghaas (1972b: 28-93).
- ²² Für eine Bestandsaufnahme der Feindbild-Forschung vgl. Weller (2001); für den theoretischen Ertrag dieser Forschung vgl. Weller (2000: 79-101).

Literatur

- Baecker**, Dirk 1997: Gewalt im System, in: Soziale Welt 58: 1, 92-109.
- Berger**, Peter L./Luckmann, Thomas 1980: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 5. Auflage, Frankfurt a.M.
- Bonacker**, Thorsten 2002a: Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien – Einleitung und Überblick, in: Bonacker, Thorsten (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung, Opladen, 9-29.
- Bonacker**, Thorsten 2002b: Zuschreibungen der Gewalt. Zur Sinnförmigkeit interaktiver, organisierter und gesellschaftlicher Gewalt, in: Soziale Welt 53: 1, 31-48.
- Bonacker**, Thorsten 2003: Die Gemeinschaft vor dem Konflikt oder: Haben soziale Konflikte einen normativen Sinn?, in: Calließ/Weller 2003.
- Brock**, Lothar 1990: „Frieden“. Überlegungen zur Theoriebildung, in: Rittberger, Volker (Hrsg.): Theorien der Internationalen Beziehungen. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven (PVS-Sonderheft 21), Opladen, 71-89.
- Brock**, Lothar 2001: Weltpolitik und Weltfrieden, in: Hauchler, Ingomar/Messner, Dirk/Nuscheler, Franz (Hrsg.): Globale Trends 2002. Fakten – Analysen – Prognosen, Frankfurt a.M., 379-399.
- Brock**, Lothar 2003: Zur Ambivalenz von Gewalt. Kommentar zu Christoph Weller: „Gewalt – politischer Begriff und friedenswissenschaftliche Konzepte“, in: Calließ/Weller 2003.

- Brücher**, Gertrud 2002: Frieden als Form. Zwischen Säkularisierung und Fundamentalismus, Opladen.
- Brücher**, Gertrud 2003a: Frieden – ein unzeitgemäßer Begriff. Ist ein nachmetaphysisches Kriterium der Unterscheidung von Frieden und Gewalt noch möglich?, in: Calließ/Weller 2003.
- Brücher**, Gertrud 2003b: Die Bedeutung der Zukunft als Kategorie der Friedensforschung. Kommentar zu Bernhard Moltmann: „Was weiß die Friedensforschung von der Zukunft, und was sollte sie wissen?“, in: Calließ/Weller 2003.
- Calließ**, Jörg (Hrsg.) 1997: Wodurch und wie konstituiert sich Frieden? Das zivilisatorische Hexagon auf dem Prüfstand, Loccum.
- Calließ**, Jörg/Weller, Christoph 2003: Friedenstheorie: Fragen – Ansätze – Möglichkeiten (Loccumer Protokolle 31/03), Rehburg-Loccum.
- Delhom**, Pascal 2003: Einige Elemente einer Philosophie des Friedens, in: Calließ/Weller 2003.
- Eifler**, Christine 2003: Frauen im Militär: ein brisantes Thema für die Friedens- und Konfliktforschung, in: Calließ/Weller 2003.
- Eifler**, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.) 1999: Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster.
- Forschungsgruppe Weltgesellschaft** 1996: Weltgesellschaft: Identifizierung eines „Phantoms“, in: Politische Vierteljahresschrift 37: 1, 5-26.
- Frei**, Daniel 1986: „Fehlwahrnehmungen“ und Internationale Verständigung. Ein theoretischer und empirischer Ansatz mit einer Anwendung auf die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen, in: Politische Vierteljahresschrift 27: 2, 159-175.
- Galtung**, Johan 1969: Violence, Peace and Peace Research, in: Journal of Peace Research 6, 167-191.
- Galtung**, Johan 1975: Gewalt, Frieden und Friedensforschung, in: Ders.: Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung, Reinbek, 7-36.
- Gantzel**, Klaus Jürgen 1997: Kriegsursachen – Tendenzen und Perspektiven, in: Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur 8: 3, 257-266.
- Geis**, Anna 2001: Diagnose: Doppelbefund – Ursache ungeklärt? Die Kontroversen um den „demokratischen Frieden“, in: Politische Vierteljahresschrift 42: 2, 282-298.

- Geis**, Anna 2003: Gramsci und der Hegemonialfrieden der Demokratien. Kommentar zu Lutz Schrader: „Die Theorie des »demokratischen Friedens«. Grundriss für eine sozial-konstruktivistische Reformulierung“, in: Calließ/Weller 2003.
- Haftendorn**, Helga 2001: Deutsche Außenpolitik zwischen Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung 1945-2000, Stuttgart.
- Hamm**, Brigitte/Hippler, Jochen/Messner, Dirk/Weller, Christoph 2002: Weltpolitik am Scheideweg. Der 11. September 2001 und seine Folgen (Policy Paper der Stiftung Entwicklung und Frieden Nr.19), Bonn.
- Hauswedell**, Corinna/Weller, Christoph/Ratsch, Ulrich/Mutz, Reinhard/Schoch, Bruno 2003: Stellungnahme zur gegenwärtigen Situation: Aktuelle Entwicklungen und Empfehlungen, in: dies. (Hrsg.): Friedensgutachten 2003, Münster, 1-18.
- Heintze**, Hans-Joachim 2003: Vom Mangel an Legitimität: Der Irak-Krieg und das Völkerrecht, in: Hauswedell, Corinna/Weller, Christoph/Ratsch, Ulrich/Mutz, Reinhard/Schoch, Bruno (Hrsg.): Friedensgutachten 2003, Münster, 268-275.
- Heitmeyer**, Wilhelm/Hagan, John (Hrsg.) 2002: Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden.
- Henkel**, Michael 1999: Frieden und Politik. Eine interaktionistische Theorie, Berlin.
- Henkel**, Michael 2003a: Grundzüge eines interaktionstheoretischen Friedenskonzeptes, in: Calließ/Weller 2003.
- Henkel**, Michael 2003b: Thomas Hobbes' Ethik des Friedens, in: Calließ/Weller 2003.
- Hippler**, Jochen 2003: Der Weg in den Krieg – Washingtons Außenpolitik und der Irak, in: Hauswedell, Corinna/Weller, Christoph/Ratsch, Ulrich/Mutz, Reinhard/Schoch, Bruno (Hrsg.): Friedensgutachten 2003, Münster, 89-98.
- Hirsch**, Alfred 2003a: Aspekte neuzeitlicher Sinnstiftung von Gewalt bei Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau, in: Calließ/Weller 2003.
- Hirsch**, Alfred 2003b: Politische Anthropologie und dialogische Friedensethik. Kommentar zu Michael Henkel: „Thomas Hobbes' Ethik des Friedens“, in: Calließ/Weller 2003.
- Hoppe**, Thomas 2003: Erinnerung, Gerechtigkeit und Versöhnung. Zum Umgang mit belasteter Vergangenheit in Post-Konflikt-Gesellschaften, in: Calließ/Weller 2003.

- HSFK** (Hrsg.) 1975: Friedensanalysen. Für Theorie und Praxis 1, Schwerpunkt: Feindbilder, Frankfurt a.M.
- HSFK** (Hrsg.) 1976: Friedensanalysen. Für Theorie und Praxis 3, Schwerpunkt: Unterentwicklung, Frankfurt a.M.
- Jaberg**, Sabine 2003: Realtypen der Friedensforschung: Ein deskriptiv-analytischer Versuch, in: Calließ/Weller 2003.
- Jopp**, Mathias 1992: Herausforderungen an die Friedensforschung nach dem Ost-West-Konflikt, in: Jopp, Mathias (Hrsg.): Dimensionen des Friedens – Theorie, Praxis und Selbstverständnis der Friedensforschung, Baden-Baden, 17-48.
- Kaldor**, Mary 2000: Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt a.M.
- Krippendorff**, Ekkehart 2002: Der Wind bläst der Friedensforschung ins Gesicht..., in: Sicherheit und Frieden 20: 4, 198-200.
- Lißmann**, Hans-Joachim/Nicklas, Hans/ Ostermann, Anne 1975: Feindbilder in Schulbüchern, in: Friedensanalysen. Für Theorie und Praxis 1, Schwerpunkt Feindbilder, Frankfurt a.M., 37-62.
- Matthies**, Volker (Hrsg.) 1995: Vom Krieg zum Frieden. Kriegsbeendigung und Friedenskonsolidierung, Bremen.
- Matthies**, Volker/Rohloff, Christoph, Rohloff/Klotz, Sabine 1996: Frieden statt Krieg. Gelungene Aktionen der Friedenserhaltung und der Friedenssicherung 1945-1995. Konzeptionelle Überlegungen und empirische Befunde (Reihe Interdependenz der Stiftung Entwicklung und Frieden und des Instituts für Entwicklung und Frieden Nr.21), Bonn.
- Matthies**, Volker (Hrsg.) 1997: Der gelungene Frieden. Beispiele und Bedingungen erfolgreicher friedlicher Konfliktbearbeitung, Bonn.
- Meyers**, Reinhard 1990: Metatheoretische und methodologische Betrachtungen zur Theorie der internationalen Beziehungen, in: Rittberger, Volker (Hrsg.): Theorien der internationalen Beziehungen. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven (PVS-Sonderheft 21), 48-68.
- Meyers**, Reinhard 1994: Begriff und Probleme des Friedens, Opladen.
- Moltmann**, Bernhard 2003: Was weiß die Friedensforschung von der Zukunft, und was sollte sie wissen?, in: Calließ/Weller 2003.

- Müller**, Harald 2002: Antinomien des demokratischen Friedens, in: Politische Vierteljahresschrift 43: 1, 46-81.
- Müller**, Harald 2003: Begriff, Theorien und Praxis des Friedens, in: Hellmann, Gunther/Wolf, Klaus Dieter/Zürn, Michael (Hrsg.): Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland, Baden-Baden, 209-250.
- Münkler**, Herfried 2002: Die neuen Kriege, Hamburg.
- Nuscheler**, Franz 2002: Illusionen der Politikberatung – am Beispiel der Entwicklungspolitik, in: Jens, Uwe/Romahn, Hajo (Hrsg.): Der Einfluss der Wissenschaft auf die Politik, Marburg, 95-106.
- Nuscheler**, Franz/Weller, Christoph 2002: Die Alternative zum Krieg gegen den Terrorismus: Global Governance in der Friedens- und Sicherheitspolitik, in: Schoch, Bruno/Hauswedell, Corinna/Weller, Christoph/Ratsch, Ulrich/Mutz, Reinhard (Hrsg.): Friedensgutachten 2002, Münster, 205-214.
- Picht**, Georg 1971: Was heißt Frieden?, in: Picht, Georg/Huber, Wolfgang: Was heißt Friedensforschung?, Stuttgart, 16-33.
- Picht**, Georg 1975: Zum Begriff des Friedens, in: Deutsche Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (Hrsg.): Forschung für den Frieden. Fünf Jahre Deutsche Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung. Eine Zwischenbilanz, Boppard.
- Picht**, Georg 1995: Was heißt Frieden?, in: Senghaas, Dieter (Hrsg.): Den Frieden denken, Frankfurt a.M., 177-195
- Rittberger**, Volker/Hummel, Hartwig 1990: Die Disziplin „Internationale Beziehungen“ im deutschsprachigen Raum auf der Suche nach ihrer Identität: Entwicklung und Perspektiven, in: Rittberger, Volker (Hrsg.): Theorien der Internationalen Beziehungen (PVS-Sonderheft 21), Opladen, 17-47.
- Sahm**, Astrid/Sapper, Manfred/Weichsel, Volker 2002: Einleitung: Frieden und Krieg in Zeiten des Übergangs, in: dies. (Hrsg.): Die Zukunft des Friedens. Eine Bilanz der Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden, 9-22.
- Schlotter**, Peter 2003: Normen und Kommunikation im KSZE-Prozess. Eine konstruktivistische Interpretation, in: Calließ/Weller 2003.
- Schmidt**, Hajo 2003: Schuld und Gewalt. Tiefenpsychologische Beiträge zur Gewaltproblematik, in: Calließ/Weller 2003.

- Schoch**, Bruno/Hauswedell, Corinna/ Weller, Christoph/Ratsch, Ulrich/Mutz, Reinhard 2002: Stellungnahme zur gegenwärtigen Situation: Aktuelle Entwicklungen und Empfehlungen, in: dies. (Hrsg.): Friedensgutachten 2002, Münster, 1-21.
- Schrader**, Lutz 2003: Die Theorie des „demokratischen Friedens“. Grundriss für eine sozialkonstruktivistische Reformulierung, in: Calließ/Weller 2003.
- Schwerdtfeger**, Johannes 2001: Begriffsbildung und Theoriestatus in der Friedensforschung, Opladen
- Seifert**, Ruth 1999: Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte, in: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster, 44-70.
- Seifert**, Ruth 2003: *Blind Spots* und *Dark Continents*: Zur Bedeutung der Kategorie „Gender“ bei der Analyse von Krieg und Militär, in: Calließ/Weller 2003.
- Senghaas**, Dieter 1972a: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, 2. Auflage, Frankfurt a.M.
- Senghaas**, Dieter 1972b: Rüstung und Militarismus, Frankfurt a.M.
- Senghaas**, Dieter 1990: Europa 2000. Ein Friedensplan, Frankfurt a.M.
- Senghaas**, Dieter 1992: Friedensprojekt Europa, Frankfurt a.M.
- Senghaas**, Dieter 1994: Wohin driftet die Welt? Über die Zukunft friedlicher Koexistenz, Frankfurt a.M.
- Senghaas**, Dieter (Hrsg.) 1995a: Den Frieden denken, Frankfurt a.M.
- Senghaas**, Dieter 1995b: Frieden als Zivilisierungsprojekt, in: Senghaas, Dieter (Hrsg.): Den Frieden denken, Frankfurt a.M., 196-223.
- Senghaas**, Dieter 1995c: Hexagon-Variationen: Zivilisierte Konfliktbearbeitung trotz Fundamentalpolitisierung, in: Ropers, Norbert/Debiel, Tobias (Hrsg.): Friedliche Konfliktbearbeitung in der Staaten- und Gesellschaftswelt, Bonn, 37-54.
- Senghaas**, Dieter 2000: „Den Frieden stiften“. Architektur einer Weltordnungspolitik für das 21. Jahrhundert, in: Müller, Johannes/Wallacher, Johannes (Hrsg.): Weltordnungspolitik für das 21. Jahrhundert, Stuttgart 2000, 81-106.
- Senghaas-Knobloch**, Eva 1992: Wie theoriefähig ist der Frieden? Zu systemischen und lebensweltlichen Dimensionen der Weltgesellschaft, in: Jopp, Mathias (Hrsg.): Dimensionen des Friedens – Theorie, Praxis und Selbstverständnis der Friedensforschung, Baden-Baden, 51-65.

- Sommer**, Gert/Becker, Johannes M./Rehbein, Klaus/Zimmermann, Rüdiger (Hrsg.) 1987: Feindbilder im Dienste der Aufrüstung. Beiträge aus Psychologie und anderen Humanwissenschaften, Marburg.
- Sternberger**, Dolf 1986: Die Politik und der Friede, Frankfurt a.M.
- Stichweh**, Rudolf 2000: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen, Frankfurt a.M.
- Wasmuht**, Ulrike C. 1998: Geschichte der deutschen Friedensforschung. Entwicklung. Selbstverständnis. Politischer Kontext, Münster.
- Weller**, Christoph 2000: Die öffentliche Meinung in der Außenpolitik. Eine konstruktivistische Perspektive, Wiesbaden.
- Weller**, Christoph 2001: Feindbilder. Ansätze und Probleme ihrer Erforschung (InIS-Arbeitspapier Nr. 22/01), Bremen.
- Weller**, Christoph 2002a: Die massenmediale Konstruktion der Terroranschläge am 11. September 2001: Eine Analyse der Fernsehberichterstattung und ihre theoretische Grundlage (INEF-Report 63), Duisburg.
- Weller**, Christoph 2002b: Friedensforschung zwischen Massenmedien und Krieg – Von der Manipulationsforschung zur konstruktivistischen Friedenstheorie, in: Albrecht, Ulrich/Becker, Jörg (Hrsg.): Medien zwischen Krieg und Frieden (Schriftenreihe der AFK, Bd. 29), Baden-Baden, 27-44.
- Weller**, Christoph 2003a: Perspektiven der Friedenstheorie (INEF-Report 68), Duisburg.
- Weller**, Christoph 2003b: Gewalt – politischer Begriff und friedenswissenschaftliche Konzepte. Eine Kritik der Gewaltfreiheit des Friedens, in: Calließ/Weller 2003.
- Weller**, Christoph 2003c: Kein Frieden ohne Global Governance. Zur transnationalen Dimension von Gewaltkonflikten, in: Wissenschaft und Frieden 21: 4, 23-26.
- Zürn**, Michael 2000: Vom Nationalstaat lernen. Das zivilisatorische Hexagon in der Weltinnenpolitik, in: Menzel, Ulrich (Hrsg.): Vom Ewigen Frieden und vom Wohlstand der Nationen. Dieter Senghaas zum 60. Geburtstag, Frankfurt a.M., 19-44.
- Zürn**, Michael/Zangl, Bernhard 1999: Weltpolizei oder Weltinterventionsgericht, in: Internationale Politik 54: 8, 17-24.

Theoriefragen in der Friedensforschung